

FRANKFURTER UNIVERSITÄTSREDEN

HEFT 14



VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN

WIRTSCHAFTSPROBLEME IM SPIEGEL
DES MODERNEN ROMANS

MUT ZUR FREIHEIT

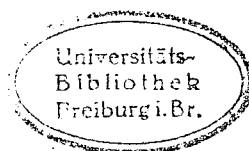
von

FRITZ NEUMARK

o. Professor der Wirtschaftlichen Staatswissenschaften



VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Druck: Buchdruckerei Otto GmbH, Heppenheim/Bergstr.
Printed in Germany 1955

WIRTSCHAFTSPROBLEME IM SPIEGEL DES MODERNEN ROMANS

Festrede bei der Rektoratsübergabe
der Johann Wolfgang Goethe-Universität
am 11. November 1954

Ein Rektor, so will es alter Brauch, soll bei seiner Amtseinführung in einer Rede über Probleme sprechen, die dem von ihm vertretenen Fachgebiet zugehören, zugleich aber – soweit möglich – auch das Interesse derjenigen zu wecken vermögen, deren Arbeit anderen Disziplinen gilt. Die damit gestellte Aufgabe zu bewältigen wird umso schwerer, je mehr eine progressiv zunehmende Spezialisierung den Begriff, ja das Wesen selbst der universitas literarum in Frage stellt und den, der über die Grenzen seines eigentlichen Fachs hinausgreifen und in diesem Sinne „fremde“ Fragestellungen und Methoden in seine Untersuchungen einbeziehen möchte, zu einer Art von wissenschaftlichem Hochstapler zu machen droht.

Wenn ich es dennoch wage, vor Ihnen heute ein Thema zu behandeln, das keinen Anspruch darauf erheben kann, rein wirtschaftswissenschaftlichen Charakter zu besitzen, so mag zur partiellen Rechtfertigung eines solchen Unternehmens ein Umstand höchst persönlicher Natur angeführt werden, die Tatsache nämlich, daß, als ich vor reichlich drei Jahrzehnten meine akademischen Studien begann, ich diesen eine damals wie heute etwas ungewöhnliche Fächerkombination zugrunde legte: die von Germanistik und Kameralistik (wie man damals noch die Nationalökonomie in Jena benannte). Die in dieser Wahl zum Ausdruck kommende Neigung zur „schönen“ Literatur hat mich dann auch in der Folgezeit nie ganz verlassen, und so stellt der heutige Versuch, der aus naheliegenden Gründen nicht mehr zu bieten vermag als bescheidene Prolegomena zu einer künftigen Monographie, gewissermaßen „un retour à mon premier amour“ dar.

* *

*

Obwohl es sich bei Kunst und Wirtschaft auf den ersten Blick um zwei essentiell voneinander verschiedene Sachgebiete zu handeln scheint, zeigt

sich bei näherer Betrachtung, daß zwischen ihnen eine Reihe von wechselseitigen Beziehungen besteht.

Auf der einen Seite bedarf in den meisten Fällen künstlerische Aktivität in grundsätzlich derselben Weise konkreter Wirtschaftsgüter wie andere Tätigkeiten. Das gilt insbesondere, wenn sie in die Breite wirken möchte. In Bezug auf die Dichtkunst bedeutet das u. a., daß Papier, Tinte, Druckschwärze und Druckmaschinen erfunden und daß – jedenfalls in der modernen Wirtschaftsgesellschaft – Unternehmer (Verleger und Buchhändler) bereit sein müssen, aus primär gewinnorientierten Motiven Geisteserzeugnisse in mehr oder minder großen Mengen herzustellen und zum Verkauf zu bringen. Tatsächlich sind heute in jedem fortgeschrittenen Lande Zehntausende von Betrieben mit einer entsprechenden Anzahl von Arbeitern und Angestellten damit beschäftigt, mittels vielfältiger Leistungen, deren Geldwert sich z. B. 1953 in der Bundesrepublik auf über eine Milliarde DM belief, den Lesebedarf der verschiedenen Interessentenkreise zu befriedigen. Art und Maß dieses Bedarfs sind offensichtlich entscheidend durch Zahl und Zusammensetzung der potentiellen Konsumenten literarischer Erzeugnisse: des Publikums, bestimmt, und dieses Publikum variiert seinerseits in Zeit und Raum gemäß der vorherrschenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, dem Stande des Bildungsniveaus, der Einkommenshöhe und -verteilung u. dgl. mehr. Diese Tatsachen sind also von größter Bedeutung dafür, was in wieviel Exemplaren von wem in welcher Form jeweils publiziert wird.

Auf der anderen Seite – und nur von ihr handeln die folgenden Ausführungen – kann das Ökonomische zum Gegenstand nicht bloß wirtschaftstheoretischer, juristischer, ethischer oder soziologischer Betrachtungen gemacht werden, sondern auch der Belletristik. Soweit das geschieht, ergibt sich eine doppelte Beurteilungsmöglichkeit: Den Literaturhistoriker interessiert vor allem die ästhetische Frage, inwieweit eine künstlerische Gestaltung wirtschaftlicher Tatbestände und Probleme überhaupt möglich bzw. in welcher Form sie in konkreten Kunstwerken versucht worden ist; der Nationalökonom dagegen – sofern er sich nicht beckmesserhaft damit begnügt, die theoretische Folgerichtigkeit und/oder die geschichtliche Exaktheit der dichterischen Darstellung zu überprüfen – wird sein Augenmerk vornehmlich auf Fragestellungen wie diejenigen richten, von denen im folgenden die Rede sein wird.

Zuvor ist jedoch zu betonen, daß die Diskrepanz zwischen der ungeheuren

Fülle des einschlägigen Materials und der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit mich in mehrfacher Hinsicht zu Beschränkungen zwingt. Daß ich von literarischen Kunstwerken nur den Roman, und zwar vorzugsweise den modernen, behandeln werde, kommt bereits in der Themenstellung zum Ausdruck. Dabei werde ich freilich den Begriff „moderner Roman“ nicht eng fassen, sondern in ihn auch gewisse Erzeugnisse des vergangenen Jahrhunderts einbeziehen. Im übrigen habe ich mich bei der Auswahl der in diesem Vortrag erwähnten Romanwerke insofern weitgehend von ästhetischen Kriterien bestimmen lassen, als ich mich, von gewissen Ausnahmen abgesehen, darauf beschränke, solche Werke zu erörtern, die einerseits einen für mein Thema bedeutsamen Inhalt haben und andererseits literarischen Wert besitzen. Daß es sich trotzdem nur um eine kleine Auslese handelt, die bei weitem keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann und bis zu einem gewissen Grade durch den subjektiven Geschmack bestimmt ist, stellt zweifellos einen (freilich unvermeidlichen) Mangel dar, und ferner ist offen zuzugeben, daß es für eine breitere, soziologisch orientierte Untersuchung wünschenswert wäre, auch solche um die romanhafte Gestaltung von Wirtschaftsproblemen bemühten Werke zu analysieren, die zwar künstlerisch zweit- oder dritrangig sind, dennoch aber – z. T. sogar eben deswegen – einen außerordentlichen Publikumserfolg zu erzielen vermochten. Man wundere sich also nicht, wenn etwa Hackländers „Handel und Wandel“ (1850), Spielhagens „Sturmflut“ (1877), R. Herzogs „Wiskottens“ (1905) u. v. a. mit Stillschweigen übergangen werden, ist es mir doch nicht einmal möglich, die Größten der Großen im Reiche des Romans alle zu nennen.

* *

*

Wenn ich mich nach diesen Vorbemerkungen nunmehr meinem eigentlichen Thema zuwende, so sei zunächst die Frage erörtert, seit wann ökonomische Probleme als solche eine bedeutsame Rolle in Romanen spielen.

Grundsätzlich ist das nicht vor Beginn des zweiten Drittels des letzten Jahrhunderts der Fall. Gewiß finden sich schon in zahlreichen älteren Romanen mehr oder minder ausführliche Schilderungen des wirtschaftlich-sozialen Milieus der eigentlichen Handlung, aber dieser „Fond“ ist meist nur in einer Hinsicht für den Romaninhalt von Bedeutung, nämlich in Bezug auf das

Aufeinanderprallen ständischer Gegensätze, die neben individuell-psychologischen Verwicklungen den Ablauf des Geschehens bestimmen und es ggfs. dramatisch zuspitzen. Dieses Geschehen jedoch – selbst wenn, wie etwa in dem wohl frühesten deutschen (Prosa-)Kaufmannsroman: *Wickrams „Von guten und bösen Nachbarn“* (1556), ein „reicher tugentsamer Kauffherr“ in seinem Mittelpunkt steht – kreist im wesentlichen, wenn auch mit unterschiedlicher Akzentuierung, stets um die zwei Urtatbestände: Liebe und Ehre, zu denen in gewissen Epochen religiöse Glaubensfragen als bestimmende Handlungselemente hinzutreten. Zwar spielen auch vor 1830 Konflikte zwischen Arm und Reich, zwischen Stadt und Land bereits in manchen epischen Darstellungen eine Rolle, aber sie stehen nicht im Zentrum der Geschehnisse. Gleichviel ob man an Ritter-, Zauber- oder Abenteuer-, an Liebes-, Schäfer- oder Bildungsromane denkt – der ökonomische „back-ground“ des Handelns und der Handelnden, sofern seiner überhaupt Erwähnung getan wird, dient allenfalls zur Pointierung anders motivierter Konflikte, nicht aber wird seine *Eigenproblematik* zum Romanvorwurf selbst erhoben. Das gilt auch, wie mir scheint, für *Goethes „Wilhelm Meister“*, obwohl dieses Werk einen erheblichen „sozialen Gehalt“ (*W. Wittich*) in dem Sinne aufweist, daß hier geschichtliche soziale Gegensätze als für die Handlung wesentliche Faktoren in diese eingefügt worden sind.

Daß das spezifisch Ökonomische jahrhundertlang nur geringe Beachtung seitens der Romanciers fand und allenfalls – ähnlich wie, von Ausnahmen, wie *Grimmelshausen*, *Rabelais* und *Swift* abgesehen, das Politisch-Soziale – bloße Folie der Romanhandlung bildete, kann nicht Wunder nehmen. Einmal besaß bis ins 18., ja z. T. bis ins 19. Jahrhundert hinein das Lesepublikum seiner ganzen Struktur nach kaum irgendwelches Interesse für Wirtschaftsfragen, und zum andern wies in jenen Epochen, da eine ständisch-feudale Gesellschaftsordnung in der westlich-zivilisierten Welt herrschte, die Wirtschaftsverfassung eine außerordentlich große Stabilität auf, die als solche von Staat und Kirche als ein zu konservierender Wert betrachtet wurde. Faktisch wie namentlich auch im Bewußtsein der Menschen spielten ökonomische Probleme jedenfalls im Vergleich zur Gegenwart eine recht bescheidene Rolle, und sie erschienen gegenüber Krieg und Abenteuer, Religion und Moral, Eros und Verbrechen als durchaus untergeordnet.

Um die Wende des 18. Jahrhunderts und namentlich nach Beendigung der Napoleonischen Kriege beginnt sich eine Wandlung abzuzeichnen. Politisch-

soziale und wirtschaftliche Institutionen und Ideologien geraten in Bewegung. Was speziell das Ökonomische anlangt, so setzt sich die „industrielle Revolution“ nach ihrem Siege in England auch auf dem Kontinent durch, der Liberalismus dringt überall vor, und es findet die eigentliche, die wirtschaftliche Entdeckung Amerikas statt, der rasch die literarische durch Dickens, Sealsfield u. a. folgt. Eine beispiellose Dynamisierung des Wirtschaftslebens hebt an, und sie bewirkt eine gewaltige Steigerung des materiellen Wohlstandes. Diese wird als genuiner Ausdruck des Fortschritts betrachtet, der nunmehr, ohne Bezug auf die gleichzeitige Entwicklung von reiner Erkenntnis und Moral, schlechthin einer Verbesserung der Produktivitätsverhältnisse gleichgesetzt wird. Das Wirtschaftliche überschattet allmählich sämtliche menschlich-individuellen und gesellschaftlichen Beziehungen, die Reichtumszunahme – deren Ungleichmäßigkeit freilich bald eine „soziale Frage“ entstehen läßt – führt, oder richtiger: verführt dazu, im monetären Erfolg des einzelnen den Hauptmaßstab seiner Gesamtqualifikation zu erblicken. Das Aufkommen von Begriffen wie „Geldadel“, „königlicher Kaufmann“ und „Industrieritter“ zeigt, wie auch die Vorstellungen des Heroischen von diesem allgemeinen Ökonomisierungsprozeß affiziert werden, und in manchen Ländern, so namentlich den USA, läßt sich heute selbst die Tätigkeit religiöser Gemeinschaften nur mehr unter Berücksichtigung der zwischen diesen herrschenden förmlichen Konkurrenz, die sich eines ausgedehnten, durchaus profanen Reklame- und Unterhaltungsbetriebs bedient, adaequat beschreiben. Dieser Entwicklung vermag sich auch der Roman nicht zu entziehen. Mit Zola und Balzac, Dickens und Freytag beginnend, treten „Kaufmanns-“ und „sozialer Roman“ in den Vordergrund. Ganz allgemein – soweit es sich nicht einfach um Erzeugnisse sei es romantisch-idealistischer, sei es im Dienste handfester kapitalistischer Interessen stehender „Traumfabrikanten“ handelt – erheischt und findet die wirtschaftliche Realität steigende Beachtung seitens der Schriftsteller; nicht mehr Ehre und Liebe, sondern „la faim et l'amour“ werden nunmehr als „mobiles de toutes les actions humaines“ angesehen (Anatole France, in „L'orme du mail“, 1897), und neben den primär von Liebesleidenschaft oder politisch-militärischem Ehrgeiz getriebenen Helden der bislang vorherrschenden Dichtung, die sozusagen nur zufällig auch Grundbesitzer, Handwerker oder Bauern sind, erscheinen als neue Romanfiguren kapitalistische Unternehmer, Vertreter der „Haute Finance“, Goldgräber, Ölmagnaten, kleine Angestellte, Industrie-

arbeiter, ja schließlich selbst Arbeitslose. An ihnen, deren individuelle Züge hinter ihren, durch ihre ökonomisch-soziale Position bedingten typisch-generellen Eigenschaften mehr oder minder zurücktreten, wird jetzt die aktuelle Eigenproblematik des Ökonomischen demonstriert, und namentlich in der internationalen Romanliteratur der letzten Jahrzehnte spiegeln sich die allgemeinen Wandlungen, die Wirtschaftsinstitutionen und -ideologien seit dem Aufkommen des modernen Kapitalismus erfahren haben, daneben aber auch gewisse, als „nationale Konstanten“ zu bezeichnende Eigenarten des Wirtschaftsgeistes bestimmter Länder wider.

In einem gewissen Sinne sind nahezu alle großen epischen Werke des 19. Jahrhunderts – dieses mit A. H a u s e r (Social history of art, II, 1951) als die Epoche zwischen 1830 und dem Ersten Weltkrieg verstanden – „s o z i a l e R o m a n e“. Sie sind es in dem Sinne, daß ihre Autoren die handelnden Persönlichkeiten nicht mehr individualpsychologisch als „freischwebende Charaktere“, sondern, einer bereits 1773 von D i d e r o t (in „Dorval et moi“, freilich mit Bezug auf die Bühne) erhobenen Forderung entsprechend, in ihren „c o n d i t i o n s“ darzustellen suchen. Von bedeutsamen Ausnahmen in der französischen Literatur, auf die noch zurückzukommen sein wird, abgesehen, beschäftigen sich jedoch die meisten Romanciers dieser Zeit wenn überhaupt, so nur am Rande mit den durch die Entstehung der kapitalistischen Großindustrie und des modernen Proletariats erzeugten ökonomisch-sozialen Spannungen; ihr Hauptinteresse gilt vielmehr dem Siege des – neben Akademikern – in Kaufleuten und Kleinindustriellen verkörpert gedachten „Dritten Standes“ über den grundbesitzenden Adel einerseits, dem langsam sich verschärfenden Gegensatz zwischen Groß- und Kleinbourgeoisie (letztere mit Einschluß der Angestellten) andererseits. Daneben taucht immer wieder als Romanfigur der Finanzspekulant auf, der weitgehend die Rolle des Helden der früheren Abenteuerromane übernimmt, und in der slavischen, vor allem der russischen Literatur ist es noch bis 1917 – Reflex der wirtschaftlichen Spätentwicklung dieser Länder – der Konflikt zwischen dem reichen, adligen Gutsherrn und seinen von ihm ausgesogenen gläubigen, aber stumpfsinnigen Bauern, der neben der Geißelung des Profitstrebens der Kaufleute und des Parasitentums einer korrupten Beamtschaft etwa in G o g o l s „Toten Seelen“ (1835–52) und den Werken T u r g e n j e w s, G o n t s c h a r o w s und T o l s t o i s eine hervorragende Rolle spielt.

Erst im 20. Jahrhundert beginnen auch außerhalb Frankreichs Großindu-

strielle und Bankiers die bis dahin von den Händlern behauptete Position im Roman einzunehmen, erscheint neben oder anstelle von Bauern und Stehkragenproletariern vielfach die Industriearbeiterschaft, tritt die individuelle Persönlichkeit hinter dem Kollektiv (in Gestalt von anonymer Masse oder Institution) zurück und nimmt speziell der amerikanische Roman, mit einem „lag“ von zwei oder drei Menschenaltern, die rasante ökonomische Entwicklung des letzten Saeculums und ihre Problematik zum Vorwurf.

* *

*

Nunmehr soll versucht werden, die vorhergehenden Darlegungen anhand einiger Beispiele aus der internationalen Romanliteratur zu verdeutlichen und zu belegen.

Ich beginne mit G. Freytags „Soll und Haben“ (1855), und zwar deswegen, weil dieses (bis 1914 in rd. 300 000 Exemplaren verbreitete) Buch wenigstens in Deutschland der erste große Roman ist, der nach Titel und Inhalt Ökonomisches bewußt in den Mittelpunkt der Handlung rückt und, wenn auch sein Verfasser gewiß nicht zu den Großen gehört, einen guten Einblick in das Wirtschaftsdenken und -handeln um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gibt.

Das Werk ist das Hohelied des von ausgeprägtem Bürgerstolz erfüllten ehrbar-konservativen Kaufmanns und seiner als Personalgesellschaft geführten Firma T. O. Schröter. Es ist ein mittlerer, noch durchaus von seinem Leiter überschaubarer Betrieb mit den typisch patriarchalischen Zügen der frühkapitalistischen Ära, worunter die Tatsache, daß die Angestellten im Hause des Chefs wohnen und in strenger Ordnung an seinem Tische speisen.

Charakteristisch für den Autor, aber wohl auch für das ihn umgebende Milieu ist die gemäßigt kritische Haltung gegenüber dem damals in Deutschland gesellschaftlich herrschenden Adel: Der Freiherr v. Rothsattel, in mancher Hinsicht das Gegenbild des bürgerlichen Schröter, wird mit vielen liebenswürdigen, ja edlen Zügen ausgestattet; daß er jedoch schließlich seinen alten Besitz verliert, ist zwar auf die betrügerischen Machenschaften eines geld- und machtgierigen Financiers zurückzuführen, wird aber nur möglich gemacht durch die zügellose Spielleidenschaft seines Sohnes, eines Kavaleriesleutnants. Im übrigen ist die Tatsache, daß der geschäftlich gänzlich unerfahrene Freiherr sich zur Ergänzung seiner Gutseinkünfte mittels Errichtung einer Zuckerfabrik an dem gerade einsetzenden industriellen Aufschwung be-

teiligen will, wirtschaftspolitisch ebenso bezeichnend, wie der liberalistisch-selbstbewußte Ausspruch S c h r ö t e r s : „Wo die Kraft aufhört in der Familie oder im Einzelnen, da soll . . . das Geld frei dahin rollen in andere Hände, und die Pflugschar . . . übergehen in eine andere Hand, welche sie besser zu führen weiß.“ Auch die „Neue Welt“ spielt bereits in den Roman hinein: Was F i n c k , der fortschrittlich-abenteuernde Volontär der Firma, von „drüben“ zu berichten weiß, muß den deutschen Handelsherrn mit demselben moralischen Abscheu erfüllen, dem D i c k e n s kurz vor F r e y t a g in seinem „Martin Chuzzlewit“ (1843—44) Ausdruck gab; wobei freilich daran zu erinnern ist, daß D i c k e n s 1868 in einem „Nachwort“ seine frühere herbe Kritik zurückgenommen und von den „verblüffenden Veränderungen im moralischen wie im materiellen Leben“ gesprochen hat, die sich im Laufe von 25 Jahren in den Vereinigten Staaten vollzogen hätten.

D i c k e n s wird gemeinhin als einer der Begründer des englischen „sozialen Romans“ bezeichnet. In Wirklichkeit trifft das jedoch nur in einem beschränkten Sinne zu. Gewiß, er schildert – weitgehend auf Grund eigener Erfahrungen – das unsägliche Elend, das zu Beginn der frühkapitalistischen Epoche Händler, Fabrikanten und Besitzer von Privatschulen dank einem durch keine Staatseingriffe gehemmten Waltenlassen des „Laissez faire“-Prinzips über die ihrer Gewalt Unterworfenen (mit Einschluß kleiner Kinder) bringen; aber im allgemeinen ist D i c k e n s – wie A. H a u s e r , gestützt namentlich auf J a c k s o n , S i t w e l l und H o u s e , zutreffend nachgewiesen hat – nach Gefühl und Einsicht ein Repräsentant und Verteidiger der „middle class“, der deren Lage nicht sowohl durch staatliche Reformmaßnahmen als vielmehr durch private Wohltätigkeit gebessert sehen möchte. Obgleich in seinen späteren Werken, wie namentlich „Hard times“, Großstadt, moderne Industrie und Arbeiterschaft eine Rolle spielen, ist D i c k e n s doch weit davon entfernt, die „soziale Frage“ so scharf als Problem zu erkennen und darzustellen, wie das seine französischen Zeitgenossen taten; dazu gebrach es ihm an genügendem Detailwissen und Intellekt sowie einem durch diese geschärften revolutionären Reformwillen. Im Grunde sieht eben D i c k e n s alles Übel, das er so herzbewegend zu schildern weiß, nicht als eine unentrinnbare Begleiterscheinung der Wirtschaftsordnung, sondern als durch persönliche Härte, Geiz und ähnliche Charakterschwächen verursacht an, die mittels Belehrung und Aufklärung – notfalls, wie im „Christmas carol“, durch einen Geist – zu bekämpfen sind.

Die Dickenssche Art, Wirtschaftsfragen zu sehen und zu „lösen“, gleicht nicht nur weitgehend derjenigen Freytags, sondern findet sich nach Stil und Inhalt ganz ähnlich auch bei einem Autor wieder, der zu den bekanntesten britischen Romanciers unserer Tage gehört: J. B. Priestley. Diese Feststellung gilt selbst noch für dessen Nachkriegsroman „Three men in new suits“ (1945), vor allem aber für „Angel Pavement“ (1935), ein Werk, in dem das Leben einer mittleren, im Herzen der Londoner City gelegenen Fournierhandelsfirma geschildert wird. Ihr Chef, Mr. Dersingham, Repräsentant des gehobenen Bürgertums, mit College-Erziehung, abermäßigem kaufmännischem Talent, wird von den typischen Wirtschaftssorgen der Zwischenkriegszeit bedrückt, bis sein schwunglos-traditionalistisch geführtes Unternehmen dank dem Eingreifen eines skrupellosen, in seiner Vitalität jedoch menschlich keineswegs ganz unsympathischen Abenteurers, Golspie, eine kurze Scheinblüte erfährt. Hauptschauplatz der Handlung ist das Büro mit den kleinen Angestellten, worunter der treue, auch in seinem Familienleben durchaus Dickenssche Züge aufweisende Buchhalter Smeeth, die Schilderung ist durchweg humoristisch-„gemütlich“, selbst das Tragische wird dadurch und durch die bekannte englische Zähigkeit und Fähigkeit zum Durchhalten auch verzweifelter Situationen („accepting the challenge“) gemildert. Neue Töne in das Bild bringt die Schilderung der Angst vor Entlassung und Arbeitslosigkeit, von der namentlich Smeeth ständig gepeinigt wird; im übrigen verrät nur das Auftauchen von Figuren wie der beiden Stenotypistinnen oder Georges, Smeeth's Sohn, eines begeisterten Autoschlossers, daß 100 Jahre zwischen Dickens und Priestley liegen. Vielleicht ist das Schicksal der Firma Dersingham nicht als ein romanhafter Einzelfall, sondern als typisch für viele englische Unternehmen der neueren Zeit aufzufassen, will sagen für jene Müdigkeit und Stagnation, die die Wirtschaft der einstigen „économie dominante“ seit dem Verlust ihrer Vormachtstellung an die US kennzeichnet. Golspie hebt einen der wesentlichen Gründe für diese Entwicklung hervor, wenn er meint, es gäbe zuviel Dersinghams, d. h. Geschäftsleute, die „not really in business“ seien, sondern nur „one leg in it“ hätten, „instead of being up to the neck in it“. Aufstieg und Niedergang einer Einzelunternehmung stehen auch im Mittelpunkt zahlreicher anderer Romane. So tragen Thomas Manns „Buddenbrooks“, das geniale, 1901 erschienene Jugendwerk des Verfassers, der auch in „Königliche Hoheit“ (1909) ökonomisch-staatsfinanziellen Fragen eine für

die Handlung entscheidende Rolle zugewiesen hat, den Untertitel „Verfall einer Familie“, doch sind sie zugleich die Geschichte des Verfalls einer Firma. Mag auch manches daran untypisch sein – als Ganzes gewährt das Werk doch dank einer bewunderungswürdigen, in dieser Form sonst nur bei den großen französischen und amerikanischen Romanciers zu findenden Detailkenntnis des Wirtschaftlichen einen höchst instruktiven Einblick in Geist und Getriebe einer Großhandelsfirma, die, im 18. Jahrhundert gegründet, im Laufe des 19. von den recht unterschiedlichen Vertretern dreier Generationen geführt wird.

Der alte J o h a n n B u d d e n b r o o k , zu Beginn des Romans Chef der Unternehmung, ist in seiner Weltoffenheit und Großzügigkeit durchaus ein Kind der Aufklärung, ein Mann, in dessen Haus noch Französisch gesprochen wird und der „anno 13 vierspännig nach Süddeutschland gefahren war, um als Heereslieferant für Preußen Getreide aufzukaufen“ – nebenbei ein Geschäft, mittels dessen bis zum Weltkrieg, und nicht nur seitens genialer Spekulanten etwa vom Typ M. O u v r a r d s , der Grundstein zu vielen großen Vermögen gelegt worden ist. Die Familie B u d d e n b r o o k gehört unbestritten zu den „ersten Kreisen“ ihrer Heimat, dieses selbstbewußten Stadtstaates, Kreisen, in denen alle, mit Einschluß der Dienstboten, „haarscharf zwischen Mittelstand und geringerem Mittelstand zu unterscheiden“ wissen, und es genügt, daß ein ungeratener Sohn „einen Laden heiratet“, um ihn in Acht und Bann tun zu lassen. J e a n B u d d e n b r o o k , Haupterbe und Nachfolger des alten J o h a n n , ist in mancherlei Hinsicht anders geartet als dieser; so hat er im Gegensatz zu seinem freigeistigen, humanistischen Vater bereits Verständnis für die „Realanstalten“ und die neu aufkommende Industrie, und er ist von tiefer, schwärmerischer Religiosität erfüllt. Diese hindert ihn jedoch keineswegs daran, immer dann, wenn das Interesse der Firma das erfordert, an die Stelle sentimentaler Erwägungen den Geist streng kapitalistischer Rechenhaftigkeit treten zu lassen, und mindestens in dieser Beziehung gleicht ihm sein sonst viel fortschrittlicherer Sohn T h o m a s . So wird die (ehrliche) Trauer über den Verlust eines geliebten Familienmitglieds durch den mit diesem Verlust verbundenen Zuwachs an Betriebskapital der Firma wohlthuend gemildert, die unglücklichen Ehen und Scheidungen T o n y s werden vom jeweiligen Firmenoberhaupt primär unter geschäftlichen-finanziellen Aspekten betrachtet, und T h o m a s schreibt der Mutter über seine Braut, er liebe G e r d a , aber es mache sein Glück und seinen Stolz

aus, daß er, indem sie die Seine werde, gleichzeitig der Firma einen bedeutenden Kapitalzufluß erobere. Ähnlich wie in Freytags „Soll und Haben“ (und vorher bereits – 1836 – in Immermanns „Epigonen“) begegnet man auch bei den Buddenbrooks dem Stolz auf die eigene bürgerliche Gesellschaftsposition und einer kühlen Ablehnung des grundbesitzenden Adels. Daß Thomas, anders als seine von ihm verachteten Gegenspieler, die Neureichen vom Schlage der Hagenströms, an dem allgemeinen Wirtschaftsaufschwung nicht teilzunehmen weiß, hat höchst individuell-persönliche Gründe. Als er, seiner Natur und dem Wahlspruch seiner Vorfahren: „Mein Sohn, sey mit Lust bey den Geschäften am Tage, aber mache nur solche, daß wir bey Nacht ruhig schlafen können“, zuwiderhandelnd, einem verschuldeten Gutsbesitzer seine Ernte auf dem Halm abkauft, da fällt dieses sein einziges leicht anrühiges Spekulationsgeschäft, das übrigens mit einem Fehlschlag endet, bereits in eine Zeit, da der Untergang der Firma, die mit seinem Tode erlischt, nicht mehr aufzuhalten ist.

Thomas, obwohl mit Leib und Seele Kaufmann, besitzt gewisse künstlerisch-philosophische Interessen, die dem Durchschnittsgeschäftsmann seiner Tage tief verdächtig sind. Aber er ist und bleibt doch ein – freilich hochkultivierter – Bürger. Ähnliches gilt für Bernard Quesnay, den Helden eines gleichnamigen Romans André Maurois' (1926), auch dieses Werk übrigens ein Kaufmanns- und Generationenroman. Im Gegensatz zu Thomas Buddenbrook jedoch überwindet Bernard im Laufe einer relativ kurzen Entwicklung alle seine heterodoxen, dekadent-unkommerziellen Neigungen und wird, wie sein Großvater Achille, zum „reinen Kaufmann“ – richtiger: zum begeisterten Industriellen, denn im Zentrum der Maurois'schen Dichtung steht nicht, wie bei Freytag, Priestley und Mann, eine Handelsfirma, sondern eine Textilfabrik.

In glänzender Weise schildert der Autor am Beispiele des alten Quesnay jenen asketisch-puritanischen Geist, der, wie wir seit den soziologischen Untersuchungen Sombarts, Tawnays, Fanfanis und namentlich Max Webers wissen, eine so entscheidende Rolle bei der Entstehung und Ausbreitung des modernen Kapitalismus gespielt hat. M. Achille führt eine „vie austère“ und unterscheidet sich sowohl dadurch als auch durch die Art seiner Intelligenz, die Bildungsmangel durch natürliche Bauernschlauheit ersetzt, von seinem Rivalen und „Erbfeind“ M. Pascal, der sich bei jeder Gelegenheit mit seiner „forte culture classique“ brüstet und ein gutes Leben

liebt. Wie charakteristisch für den, einen echten Unternehmer beseelenden Geist ist die Antwort, die *Maurois* den alten *Achille* auf die Frage: „Warum ein kurzes Leben damit verbringen, Gewebe zu erzeugen?“, geben läßt, die Gegenfrage nämlich: „Warum leben, wenn man keine Gewebe erzeugt?“ Es beweist die gleiche tiefe Einsicht in jenen Geist, wenn der Verfasser an anderer Stelle einen jungen Schriftsteller zu seinem Freunde *Bernard* sagen läßt: „Der große Irrtum aller alten Nationalökonomien von *Ricardo* und *Bentham* bis *Marx* bestand darin zu glauben, man mache Geschäfte, um Geld zu verdienen. Das Ziel eines Mannes wie Deines Großvaters (sc. *Achille*) ist aber nicht, einfach reich zu werden, sondern es zu werden im Kampf mit einem Konkurrenten“ – eine Einsicht übrigens, die sich vollkommen in die Kritik einfügt, die die neuere Wirtschaftstheorie (u. a. *Keynes*, *Chapman* und *Kapp*) an der unzulänglichen hedonistischen Individualpsychologie der alt- und neuklassischen Lehren geübt hat. Die Art, wie bei *Maurois* auf der Grundlage genauer Tatsachenkenntnis und feinsten Einfühlungsvermögens ein wirklichkeitsgetreues Bild aktueller Wirtschaftsvorgänge, worunter die fieberhafte Nachkriegsinflation und ein Streik, gegeben wird, läßt diesen Autor ungeachtet unleugbarer Formatunterschiede sich würdig in die Reihe der Dichter einfügen, die im vergangenen Jahrhundert den Ruhm des französischen Romans, ja wenn man will: des modernen Romans überhaupt begründeten: der *Stendhal*, *Flaubert*, *Balzac* und *Zola*. Wenigstens über die beiden letztgenannten sind hier ein paar Worte zu sagen. Denn ihr Geist, ihre Methode und ihre sozialkritische Haltung leben noch in den großen Schriftstellern der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart fort – freilich weniger in *Maurois*, als in *Romain Rolland* und *Anatole France* sowie außerhalb ihres Heimatlandes etwa in *Jack London*, *Upton Sinclair* und *Ignazio Silone*, nicht jedoch in den zeitgenössischen deutschen Roman-
ciers.

Mit *Balzac* und *Zola* und ihren großen Zeitgenossen ist ein in vieler Hinsicht endgültiger Bruch mit jenem, romantischer Wurzel entspringenden Ideal vollzogen worden, das mit dem Schlagwort: „*L'art pour l'art*“ etikettiert wird. Der Roman wird naturalistisch, realistisch, er soll, wenn auch in künstlerischem Gewande, ein Abbild der lebenden Gesellschaft geben, und diese Zielsetzung schließt offensichtlich eine Auseinandersetzung mit den ständig an Gewicht zunehmenden Wirtschaftsproblemen ein. Der äußerst

verwickelte Charakter dieser Probleme erfordert sorgfältigste Beobachtung der Wirklichkeit, und es ist ja bekannt, wie *Balzac* und *Zola* sich mit einem geradezu fanatischen wissenschaftlichen Forschungseifer eine genaue, umfassende Kenntnis der Wirtschaftsinstitutionen und der diese bewegenden Kräfte zu erwerben bemüht haben.

Ich greife aus der gewaltigen Fülle der „*Comédie humaine*“ aufs Geratewohl einen Band heraus: „*Histoire de la grandeur et de la décadence de César Biotteau, marchand parfumeur etc.*“ (1838). Das Schicksal des Helden, eines ehrbaren, von dynamischem Schaffensdrang und einem starken Willen zu wirtschaftlichem und politisch-sozialem Aufstieg beseelten Pariser Parfümeriehändlers und -fabrikanten, der durch betrügerische Machenschaften bis an den Rand des Bankrotts getrieben wird, ist weder im Leben noch in der Dichtung ungewöhnlich. Aber mit welcher Kraft, welcher Wirklichkeitsnähe werden hier die Anfänge des Hochkapitalismus geschildert: der unermüdliche persönliche Einsatz des Unternehmers, die Reklame (für ein neues Haarwuchsmittel), die sich bereits zwecks größerer Wirksamkeit der Unterstützung eines Wissenschaftlers zu bedienen weiß,*) die Konfrontierung der harten, übermäßig langen Arbeit der im städtischen Handel und Gewerbe Tätigen mit der behaglichen Lebensweise der Bauern und der kleinen Handwerker auf dem Lande, „où la paresse est sagement mêlée au labeur“, die Terrainspekulation, die von der Hoffnung auf das ständige Weiterwachsen der Großstädte genährt wird, u. dgl. mehr.

Balzac ist, seiner inneren Überzeugung nach, alles andere als ein sozialistischer Revolutionär – er ist und bleibt ein dem Fortschritt zugeneigter Mittelständler, was ihn aber nicht daran hindert, die materiellen und moralischen Schäden der Gesellschaft seiner Zeit genau und objektiv aufzuzeigen. Aus diesem Grunde hat ihn ja auch *Fr. Engels* in einem Briefe (1888) als einen weit größeren Meister des Realismus denn alle vergangenen, gegenwärtigen oder kommenden *Zolas* bezeichnet. Ohne die Berechtigung dieses Urteils hier diskutieren zu können, begnüge ich mich mit der Feststellung, daß in *Zolas* Werken die romanhafte Gestaltung der hochkapitalistischen Ent-

*) Ein weiterer Beweis dafür, wie hoch man damals bereits die Macht der Reklame einzuschätzen wußte, mag in der Tatsache erblickt werden, daß *Balzac* (wie *Clouzot-Valensi* in ihrem „*Paris de la Comédie humaine*“ berichten) mit der Bad Homburger Kasinodirektion einen Vertrag abschloß, aufgrund dessen er sich gegen ein Honorar von 30 000 Frs. verpflichtete, Homburg in einem seiner Romane zu erwähnen.

wicklung in Europa einen ersten Höhepunkt erreicht. Alle wesentlichen Aspekte und Erscheinungen des modernen Wirtschaftslebens finden bei Zola ihre Beobachtung, und besonders bemerkenswert ist, daß die ökonomische Problematik nicht so sehr anhand von Individuen als vielmehr von kollektiv-anonymen Einrichtungen dargestellt wird, so etwa die Lebensmittelversorgung einer modernen Riesenstadt im „Ventre de Paris“ (1879), das Aufkommen des Warenhauses, das den kleinen Einzelhandel ruiniert, in „Aubonheur des dames“ (1883), die Börsenspekulation im „Argent“ (1891) und vor allem das Elend des Proletariats, dargestellt an Bergarbeitern, in „Germinal“ (1885) – alles bekanntlich Teile der gigantischen „Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire“.

Obwohl zwischen Zolas Wirken und heute zwei Menschenalter liegen, sind viele seiner Werke noch immer in einem erstaunlichen Maße aktuell und modern, sofern man sie mutatis mutantis liest und versteht. Ich will versuchen, das am Beispiele von „L'Argent“ anzudeuten.

Im Mittelpunkt dieses Werkes steht die Welt der Börse und der modernen Spekulation – des „Finanzkapitals“, um Hilferdings Ausdruck zu gebrauchen. Ihr Held ist Saccard, eine jener Abenteurerfiguren großen Formats, wie sie von John Law bis Ivar Kreuger nur alle hundert Jahre einmal auftauchen und dann ganze Volkswirtschaften in einen fieberhaften Aufruhr, der unausweichlich in Krise und Zusammenbruch endet, versetzen. Saccard ist ein leidenschaftlicher Genußmensch, im Gegensatz zu seinem Rivalen, dem nüchtern-kalten Rechner und Logiker Gundermann, der ihm eben wegen seiner Leidenschaft und Phantasie den mathematisch sicheren Untergang voraussagt. Ihren Ausgangspunkt nehmen die Saccardschen Spekulationen von einer Bank, die nicht zufällig den Namen „Banque universelle“ trägt, denn neben dem für sie nebensächlichen Depositengeschäft befaßt sie sich mit der Finanzierung von Projekten, die bei aller Heterogenität das gemeinsam haben, daß sie die Gewinnsucht und Phantasie breiter Volksschichten zu entzünden vermögen: die Errichtung einer Bank vom Schatze des Heiligen Grabes, einer französischen Mittelmeerdampfschiffahrtsgesellschaft, einer Gesellschaft zur Erschließung der Silberminen am Mount Carmel u. dgl. mehr. Prophetisch läßt Zola Saccard voraussehen, daß die wirtschaftliche Zukunft dem Großkapital, den Trusts, Kartellen und Konzernen gehören wird, und seinen Helden sich an dem Bilde einer Erschließung der brachliegenden Gebiete orientalischer „under-developed

countries“ berauschen, aus denen er durch die Macht des Geldkapitals blühende Ländereien und Städte hervorzaubern will. Aber nicht in geduldig-langfristigem Planen soll dieses Werk vollbracht werden, sondern durch kühne Spekulationen – die Spekulation, die B a l z a c einmal als „commerce abstrait“ kennzeichnet und die für Z o l a s Helden „die Lockspeise des Lebens, das ewige Verlangen ist, das zum Kampf und zum Leben zwingt“. In einer Auseinandersetzung mit S i g i s m u n d B u s c h , einem lungenkranken Idealisten, dessen Traumwelt ein seltsames Gemisch von Elementen des utopischen und des wissenschaftlichen Sozialismus darstellt und der nach P r o u d h o n s Vorbild von der Abschaffung des Geldes, seiner Ersetzung durch Arbeitsbons phantasiert, fällt aus S a c c a r d s Mund die bezeichnende Äußerung: „Das Geld vernichten! Aber das Geld ist ja das Leben selbst! Nichts mehr wäre ohne das Geld vorhanden, gar nichts mehr!“ Mag das eine fürchterliche Überschätzung einer Einrichtung sein, die zwar eines der wirksamsten Instrumente der modernen Wirtschaftspolitik ist, aber eben immer nur Mittel, nicht Ziel, so ist Z o l a s Haltung zum Gelde doch bei weitem realistischer, als diejenige H a m s u n s , deren reaktionär-romantischer Charakter sich etwa in den Worten des Bauern E z r a (in „August Weltumsegler“ – 1930 –) manifestiert: „Es gibt nicht einen Mensch auf der ganzen Welt, der von Banken und Industrie lebt“; die Menschen leben „von dem Getreide auf dem Acker, von den Fischen im Meer und von den Tieren und Vögeln im Wald“ – von Geld lebt „nicht eine Seele“.

Obwohl selbst die von Z o l a mit bewunderungswürdiger Sachkunde geschilderte Finanzierungstechnik der S a c c a r d schen Unternehmungen keineswegs als gänzlich „demodée“ bezeichnet werden kann, unterscheiden sich die Finanzspekulanten, die in der neueren Romanliteratur dargestellt werden, von Z o l a s Held doch in mehrfacher Hinsicht, nämlich einmal dadurch, daß bei ihren Transaktionen das Technische stärker in den Vordergrund tritt – man denke etwa an den Ingenieur M a c A l l a n in K e l l e r m a n n s etwas reißerischem „Der Tunnel“ (1913) –, und zum andern infolge der Tatsache, daß das Aktionsfeld der großen Finanziers unserer Tage sich weit über die Grenzen eines Landes ausdehnt und sie in diesem Sinne Repräsentanten des internationalen Kapitals sind.

Das gilt beispielsweise für I v a r K r e u g e r , jenen geheimnisvoll-mächtigen „schwedischen Zündholzkönig“, der Ende der zwanziger Jahre eine derartige Macht verkörperte, daß Finanzminister zahlreicher Länder sich sei-

nem Diktat beugen mußten. Der Zusammenbruch seines Konzerns, der der Aufdeckung betrügerischer Machenschaften folgte, bildete eines der die Weltwirtschaftskrise von 1930 auslösenden Momente. Das Schicksal dieses Mannes ist von zwei bedeutenden zeitgenössischen Romanciers dargestellt worden: einmal von G r a h a m G r e e n e in seinem „England made me“ (1935) und zum anderen von B r o m f i e l d in einer der in dem Sammelband „Here today and gone tomorrow“ (1934) vereinigten Novellen.

Eine der K r e u g e r schen ähnliche Betrugstechnik findet sich übrigens auch in einem Detektivroman wieder, der unter dem bezeichnenden Titel „Big Business Murder“ (1935) von C o l e veröffentlicht wurde. Das C o l e sche Buch gibt mir Anlaß zu einer doppelten Anmerkung: Einmal scheint es mir für die wachsende Bedeutung, die Wirtschaftsprobleme für den modernen Roman gewonnen haben, charakteristisch zu sein, daß auch die Verfasser von literarisch anspruchsvollen „detective stories“ sich genötigt sehen, die komplizierten Einrichtungen und Triebkräfte unseres heutigen Wirtschaftslebens mit Z o l a scher Akribie zu studieren, wofür D o r o t h y S a y e r s ' glänzende und bei aller Ironie vollkommen exakte Beschreibung eines modernen Reklamebetriebs in „Murder must advertise“ (1933) das Hauptbeispiel bildet; zum anderen ist der soeben erwähnte C o l e von Haus aus zünftiger Nationalökonom (Gildensozialist) und besitzt als solcher Fachkenntnisse, die ihm die zutreffende Schilderung von Finanztransaktionen ähnlich erleichtert haben dürften, wie das für den früheren Oberlehrer und späteren Nürnberger Professor der Nationalökonomie V e r s h o f e n im Hinblick auf seinen „Fenris-wolf“ (zuerst 1913) zutrifft. Es ist sicherlich kein Zufall, daß dieser Verfasser, dessen erste Publikationen sich auf S h a k e s p e a r e sche Dramen bezogen, während seine wirtschaftswissenschaftlichen Arbeiten vorzugsweise Fragen der Rationalisierung und der Verbandsbildung gewidmet waren, sich für seine „Finanznovelle“ als Gegenstand die Vertristung der Wasserkräfte eines fremden Staates (Norwegen) wählte und diesen Gegenstand in einer der abenteuerlich-dramatischen, aber durchaus wirklichkeitsnahen Handlung adäquaten Weise, nämlich in Form einer Folge von Geschäftsbriefen, Telegrammen und Zeitungsartikeln behandelte. Über die finanztechnischen Details hinaus wird hier ein Einblick in das unheimlich-anonyme Wirken des modernen Industrie- und Finanzkapitals, das Wesen des modernen Managertums, das so stark von dem des Industrieunternehmers der Gründerzeit verschieden ist, sowie in die Beeinflussung von Öffentlichkeit und Parlament

durch „pressure groups“ geboten, die jüngst in des britischen Labour-Abgeordneten Maurice Edelmanns „Who goes home?“ (1952; deutsch: „Der Minister“) eine – nicht zuletzt infolge des Hineinspielens amerikanischer Vorgänge – höchst aktuelle, von typisch englischer „fairness“ durchwärmte Darstellung gefunden hat.

Im Vergleich zu den früher erwähnten Spekulantennovellen mutet Vershovens jeglicher Sentiments bare Novelle geradezu unmenschlich an – aber unmenschlich ist eben das an Produktivitätssteigerung *coûte que coûte* ausgerichtete Walten eines Wirtschaftssystems, das eine bis vor kurzem staatlicherseits kaum kontrollierte Zusammenballung von Geld und Macht in den Händen einiger weniger Individuen und Unternehmungen gestattete und das konjunkturelle oder strukturelle Krisen, die Millionen Arbeitswilliger zur Untätigkeit verdammt und in tiefstes Elend stürzten, als unvermeidliche Begleiterscheinung des technisch-wirtschaftlichen Fortschritts hinnahm. Die Angst vor Arbeitslosigkeit sowie die Persönlichkeitsreduktion, die jene Angst mit sich bringt, haben, soweit ich sehe, in Deutschland nur anfangs der dreißiger Jahre in zwei Werken eine zwar künstlerisch nicht erst-rangige, aber doch realistisch-eindrucksvolle Gestaltung gefunden: Während H. Falladas „Kleiner Mann was nun?“ (1932) das Schicksal eines Angestellten, der in der Depression einen verzweiferten Kampf gegen den Verlust seiner Stellung und die aus den USA importierten Rationalisierungsmethoden führt, in menschlich-warmer, von guter Beobachtungsgabe zeugender Weise schildert, stellt Eric Regers viel breiter angelegte „Union der festen Hand“ (1931) den Versuch dar, eine von erstaunlicher technisch-ökonomischer Sachkunde und Personalkennntnis zeugende Schilderung der Entwicklung der deutschen Schwerindustrie 1918–1930 zu geben. Hier wird mit einer, im deutschen Roman sonst selten anzutreffenden Exaktheit und Objektivität vom Leben und Wirken der Ruhrgehaltigen und ihrer Syndici einerseits, dem der Angestellten- und namentlich der Arbeiterschaft andererseits ein außerordentlich plastisches und dank Aufdeckung des Ineinander-greifens der wirtschaftlichen, politischen und soziologischen Faktoren weit getreueres, aufschlußreicherer Bild von den Zuständen in der Weimarer Republik gezeichnet, als es sich in den meisten zeitgenössischen Werken der historischen oder wirtschaftswissenschaftlichen Fachliteratur findet.

Aesthetisch bedeutender und sachlich großartiger noch als die beiden eben erwähnten deutschen und die meisten französischen und englischen sind die

Schilderungen der gegenwärtigen Wirtschafts- und Gesellschaftsproblematik, die – nachdem schon J a c k L o n d o n in „The iron heel“ (1907) eine erstaunlich richtige Prophetie des Faschismus gegeben und u. a. in „People of the abyss“ (1903) ein eindringlich-exaktes Bild des großstädtischen Proletariats gezeichnet hatte – die neuere amerikanische Romanliteratur enthält, und zwar in einer solchen Zahl, daß ich mich hier mit einigen wenigen Andeutungen begnügen muß.

Die ökonomischen und sozialen Mißstände, die der ungezügelter Frühkapitalismus in den europäischen Industrieländern im Gefolge hatte, konnten sich in den Vereinigten Staaten viel länger – in mancher Hinsicht bis zu R o o s e v e l t s „New Deal“ – halten, und sie wurden hier, wie so vieles in diesem Riesenlande, ins Gigantische verzerrt.

Diejenigen amerikanischen Unternehmer, die etwa den großen Self-made men der europäischen Gründerjahre verglichen werden können, sind zwar vielfach nach unseren Begriffen moralisch höchst zweifelhafte Abenteurer und Spekulanten, aber sie entbehren doch keineswegs einer (zuerst in mehreren Romanen J a c k L o n d o n s geschilderten) faszinierenden Vitalität, die ihren durch maßlosen Reichtum und leeres Luxusleben degenerierten Söhnen und Enkeln meist gänzlich abgeht. Die Eigenarten dieser verschiedenen Typen von Geschäftsleuten, besonders auch die Formatunterschiede zwischen den Generationen herauszuarbeiten und einander zu kontrastieren, haben sich zahlreiche jüngere Autoren mit Erfolg bemüht, so etwa E d n a F e r b e r – u. a. in „Saratoga Trunk“ (1941) – und L o u i s B r o m f i e l d – in „Twentyfour hours“ (1932) und „Mrs. Parkington“ (1942) –.

Auch in J o h n d o s P a s s o s ' „The big money“ (1936) und namentlich in zahlreichen Werken S i n c l a i r L e w i s ' spielen Wirtschaftsprobleme eine große Rolle, wie z. B. in dem Hotel-Roman „Work of Art“ (1934) oder in der nahezu klassisch gewordenen Schilderung des spießbürgerlichen Grundstücksmaklers „Babbitt“ (1920). Aber schärfer und eindringlicher als die L e w i s s c h e n sind jene sozialkritischen Analysen der die amerikanische Wirtschaft beherrschenden anonymen Kollektive und der diesen ausgelieferten Massen, die sich, freilich mit einer der revolutionären Zielsetzung des Verfassers entspringenden Überspitzung, bei U p t o n S i n c l a i r finden.

Schon die Titel einiger seiner großen Romane, wie „The Jungle“ (1906; deutsch: „Der Sumpf, Roman aus Chicagos Schlachthäusern“), „Wallstreet“ (deutsch 1929), „Oil“ (1927), „King Coal“ (1917) und „The Flivver King“

(1937; deutscher Untertitel: „Ein Roman aus Ford-Amerika“) – dieses letzte Buch eine Art Pendant zu I. Ehrenburgs „Das Leben der Autos“ (deutsch 1930) –, deuten an, welches die Anliegen dieses Romanciers sind, der in mancher Hinsicht als Fortsetzer der Zolaschen Tradition gelten kann. Obwohl die politische Tendenz Sinclairs dem ästhetischen Wert seiner Werke Abbruch tut, werden die sozial wie moralisch gleich ungeheuerlichen Auswüchse des amerikanischen Hochkapitalismus von ihm so realistisch und plastisch-eindrucksvoll geschildert, daß man die Kaltschnäuzigkeit der ausschließlich auf ihren Profit bedachten Unternehmer, die kindliche Hilflosigkeit der der Landessprache nicht mächtigen Einwanderer, die Erbitterung der durch ständigen Lohndruck zur Verzweiflung gebrachten streikenden Arbeiter nicht so leicht wieder vergißt.

Sachlich wie künstlerisch am großartigsten scheint mir jedoch die Problematik der modernen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in J. Steinbecks „The grapes of wrath“ (1939) gestaltet worden zu sein. Die Helden dieses Romans sind Farmer, die das heiß von ihnen geliebte Land verlieren, weil es infolge von Naturkatastrophen kein Getreide mehr trägt und daher der Bank verfällt, bei der sie sich haben verschulden müssen. Die Bank, dem unerbittlichen Zwang des Rentabilitätsprinzips unterworfen, bestimmt den Boden zur Baumwollmonokultur, sie setzt Traktoren ein, die von einem Mann bedient werden und die Arbeit von zwölf oder mehr Familien überflüssig machen – sie tut das, obwohl ihre Angestellten das Schicksal der auf diese Weise heimatlos gewordenen Pächter bedauern und wissen, daß die einseitige Bebauungsmethode in Kürze „will kill the land“. Denn die Bank ist zwar „made of men“, aber „something else than men“. Sie ist ein „monster“, das stirbt, wenn es nicht weiter wachsen kann; es atmet nicht Luft, sondern Profite, und ißt nicht Fleisch, sondern Zinsen. So bleibt den Farmern nichts anderes übrig, als das Großteil ihrer beweglichen Habe zu verschleudern, sich aus dem Erlös Lastwagen zu kaufen und mit diesen den Zug westwärts, gen Kalifornien, zu unternehmen. Aber auch dieses von der Natur so reich bedachte Land begegnet ihnen feindlich, seine Bewohner suchen sich gegen den Ansturm der armen, verzweifelten, jeden Lohndruck hinzunehmen bereiten Menschen mit allen Mitteln zu schützen. Das Bemühen der Regierung, die Depossidierten in Lagern aufzufangen, erweist sich als eine zweischneidige Notlösung. Im übrigen spitzt sich auch die wirtschaftliche Lage in Kalifornien kritisch zu. Die rasche und starke Aus-

dehnung der Obstkulturen bewirkt einen Preissturz, der die Kleinen ruiniert und die Großen dazu veranlaßt, die Löhne für die Pflücker immer mehr zu senken; und während die Farmerkinder hungern, wird der Teil der Ernte, der sich wirtschaftlich nicht verwerten läßt, mit Öl übergossen und so ungenießbar gemacht, um einen weiteren Preisfall zu verhüten, ähnlich wie man aus denselben Motiven Kaffee in Schiffskesseln verfeuert oder Kartoffeln in Flüsse geworfen hat. Hier begegnet uns die aufreizende Antinomie, die schon ein S i s m o n d i vor 150 Jahren als Grundfehler des kapitalistischen Wirtschaftssystems anprangerte und der wir uns zuletzt in den dreißiger Jahren gegenübersehen: Hunger inmitten von Überfluß und als Folge des Überflusses. Mit scharfem Blick und unbestechlicher Logik zeigt S t e i n - b e c k , wie das von ihm geschilderte Massenelend nicht – wie etwa noch D i c k e n s glaubte – aus der Unbedachttheit oder Hartherzigkeit einzelner frei handelnder Individuen entsteht, sondern unvermeidliche Konsequenz eines Wirtschaftssystems ist, das alle zwingt, seinen Gesetzen auch gegen ihr Gefühl und ihr Wollen zu gehorchen.

Der Ausblick in die Zukunft wäre verzweiflungsvoll, wenn wir nicht inzwischen erkannt und erfahren hätten, daß dieses Wirtschaftssystem von seinen schlimmsten Mängeln befreit werden kann und daß sich mit den Maßnahmen der modernen Sozial- und Fiskalpolitik erreichen läßt, den Massenpostulaten nach sozialer Sicherheit, nach möglichst stetiger, krisenfreier Wirtschaftsentwicklung und gleichmäßigerer, gerechterer Wohlstandsverteilung weitgehend Rechnung zu tragen.

Verwirklichung des ökonomischen Fortschritts unter Wahrung unternehmerischer Initiative und individueller Konsumwahlmöglichkeit, Sicherung der gesamtwirtschaftlichen Stabilität und eines hohen Beschäftigungsniveaus mittels genereller, quantitativer und indirekter Staatseingriffe – so sieht jedenfalls die „w e s t l i c h e“ L ö s u n g (um mich dieses verkürzenden Ausdrucks zu bedienen) unserer Wirtschaftsprobleme aus. Was die „ö s t l i c h e“ anlangt, so hat sie ihre belletristische Darstellung bereits in Romanen gefunden, die kaum ein Jahrzehnt nach der bolschewistischen Revolution zu erscheinen begannen und von denen hier F j o d o r G l a d k o w s „Zement“ (deutsch 1927) stellvertretend genannt sei: ein Hohelied der staatlichen Zwangswirtschaft, in der das Individuum, der Mensch, der „keine Worte, kein Leben (mehr) außerhalb der dröhnenden Massen“ hat, endgültig im Kollektiv – gleichviel ob dieses sich in einer Zementfabrik, einem Eisenwerk

oder einer Kolchose manifestiert – untergegangen ist. Wie unsere Welt aussähe, wenn ihr diese Lösung aufgezwungen würde, hat mit dramatischer Eindringlichkeit und zugleich mit wirtschaftstheoretisch-soziologischer Exaktheit George Orwell in seiner schauerlichen Utopie „Nineteen hundred and eightyfour“ (1948) gezeigt.

Wenn ich, meine Damen und Herren, meinen unvermeidlicherweise höchst fragmentarischen Überblick über Versuche, Wirtschaftsprobleme der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart romanhaft zu gestalten, mit dem Hinweis auf das Meisterwerk dieses zu früh verstorbenen englischen Autors beschließe, so tue ich das, weil Orwells Buch mir ein zweifaches Vermächtnis zu enthalten scheint: die Mahnung an alle, denen Menschlichkeit und Freiheit noch etwas bedeutet, für die Erhaltung dieser Werte mit Einsatz aller Kräfte zu kämpfen, und eine Aufgabe für Wirtschaftstheoretiker und -politiker, die nämlich, unermüdlich an der Überwindung jener ökonomisch-sozialen Spannungen, Nöte und Ungerechtigkeiten zu arbeiten, die sich im modernen Roman oft eindrucksvoller widerspiegeln, als in den abstrakt-unpersönlichen Untersuchungen der reinen Theorie.

MUT ZUR FREIHEIT

Immatrikulationsrede Wintersemester 1954/55

Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen!

Verehrte Kolleginnen und Kollegen!

Meine Damen und Herren!

Als Rektor der Johann Wolfgang Goethe-Universität heiße ich Sie alle, ganz besonders aber die neuimmatrikulierten Studierenden, von Herzen willkommen.

Es liegt für einen Professor an einem Tage wie dem heutigen nahe, daß er mit seinen Gedanken in die Vergangenheit zurückschweift und sich der Zeiten erinnert, da er selbst seine akademischen Studien begann. Das war in meinem Falle das Jahr 1919, das erste Jahr nach dem Weltkriege von 1914 also, und in mancher Beziehung erinnerten die damaligen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse an die der jüngsten Nachkriegszeit, wenngleich diesmal alles um ein Vielfaches schlimmer war. So herrschten auch während der ganzen Zeit meines Studiums Inflation, Lebensmittel-, Kohlen- und Wohnungsnot, aber es waren doch wenigstens die Hochschulgebäude intakt geblieben, und vor allem: man gab sich innerhalb wie außerhalb Deutschlands der Hoffnung hin, daß nun eine lange Ära friedlichen Zusammenlebens der Völker begonnen habe. Überall begannen – auch in den Ländern, in denen, anders als bei uns, keine offene Revolution stattgefunden hatte – sich Kräfte zu regen, die um eine gerechtere, sozialere Gestaltung der ökonomischen und eine freiheitlichere der politischen Lebensbedingungen bemüht waren. Eine Zeitlang – insbesondere, nachdem eine Normalisierung des Wirtschaftslebens eingetreten war – schien es in der Tat so, als habe der Krieg wenigstens das Gute gehabt, die Menschheit zur Besinnung auf die wirklichen Werte zu veranlassen. Nicht zuletzt in Deutschland setzte eine Blüte der künstlerischen und der wissenschaftlichen Aktivität ein, wie sie nach der schweren militärischen Niederlage auch von den größten Optimisten nicht erwartet worden war.

Aber diese Blüte war, wie Sie wissen, von nur kurzer Dauer. Genau ein Jahrzehnt nach Kriegsende brach jene verhängnisvolle Weltwirtschaftskrise aus, die zu beispiellosem Massenelend und zu einer Vergiftung des politisch-

sozialen Lebens führte, an deren Anfang wie an deren Ende Konzentrationslager standen, wenn auch mit verschiedenen Insassen.

Man mag darüber streiten, wie es im einzelnen dazu kam. Dies aber scheint mir sicher zu sein, daß für die wirtschaftliche Katastrophe in erster Linie die Unfähigkeit der Regierenden zu begreifen, daß das Zeitalter des „laissez faire“ endgültig vorbei sei, und für die politische vor allem die Tatsache verantwortlich war, daß zu wenige, viel zu wenige sich des Wertes der Freiheit bewußt waren; die andern aber ließen nicht sowohl aus Bosheit oder Bösheit denn aus Trägheit des Herzens Dinge geschehen, von denen sie sich einzureden suchten, sie seien nur unvermeidliche, kurzwährende Übergangserscheinungen, während ihr Verstand ihnen hätte sagen müssen, daß sie den Auftakt zu immer Fürchterlicherem bildeten, unter dem über kurz oder lang auch sie selbst zu leiden haben würden.

Meine lieben Kommilitoninnen und Kommilitonen: Ich erinnere Sie deshalb an diese Dinge, weil ich den Glauben nicht aufgeben mag, es sei möglich, aus Fehlern der Vergangenheit zu lernen, und weil ich Ihnen heute, da Sie die ökonomische Prosperität und Stabilität und das Leben in einer freiheitlichen Atmosphäre vielleicht schon wieder als etwas Selbstverständliches betrachten, die Mahnung mit auf den Weg geben möchte, diese Dinge nicht als Geschenke, die das Schicksal uns in den Schoß geworfen hat, anzusehen, sondern als etwas, um deswillen man der Vorsehung jede Minute dankbar und wofür man zugleich jede Minute mit voller Kraft zu kämpfen bereit sein muß.

Ihr Hochschulstudium würde, wie mir scheint, seinen eigentlichen Sinn verlieren, wenn es Ihnen nur Fachkenntnisse, nicht aber auch die Überzeugung vermittelte, daß Freiheit des Denkens, Freiheit der Rede und Freiheit des Handelns die unabdingbaren Voraussetzungen für wahre Wissenschaft und Kultur, ja für wahres Leben überhaupt, jedenfalls so wie dieses im Abendland aufgefaßt wird, darstellen. Freiheit zu wollen erfordert aber Mut – zuerst und unter allen Umständen geistigen, bisweilen auch physischen Mut. Nun ist es eine paradoxe Erscheinung, die man nicht zuletzt auch in der deutschen Geschichte oft hat beobachten können, daß Individuen, Gruppen, ja ganze Völker, die ihre Furchtlosigkeit in Kriegen wiederholt glänzend unter Beweis gestellt haben, im Frieden jener Zivilcourage ermangeln, ohne die die Bewährung geistiger und poli-

tischer Freiheit schlechterdings unmöglich ist. Dieselben Menschen, die im Schützengraben, im Tank oder Bombenflugzeug monate-, ja jahrelang jeden Augenblick bereit waren, ihr physisches Leben hinzugeben, haben nur zu häufig nicht die Charakterstärke aufgebracht, anderen, besonders Vorgesetzten gegenüber ihre wahre Meinung und Gesinnung zum Ausdruck zu bringen, von ihnen als richtig anerkannte Theorien zu verteidigen und sich zu alten Freunden zu bekennen – sei es, weil sie den Verlust ihrer Stellung befürchteten, sei es auch nur, weil sie glaubten, sonst „nicht mehr dabei sein“ zu können.

Jede Epoche hat die Helden, die sie verdient. Auf unsere Zeit und die jüngere Vergangenheit angewandt, eröffnet dieses Wort nicht eben tröstliche Aspekte für die, denen Humanität und geistige Freiheit mehr bedeuten als Floskeln und Schnörkel, die man Leitartikeln und Festreden zu Ehren von Heerführern, Ozeanüberfliegern, Fußballern und Filmstars in lässiger Verbeugung vor einer Tradition anhängt, die man mehr als halb vergessen hat und im Grunde nur noch belächelt. Aber ein Blick auf die Geschichte zeigt doch, daß selbst in den Zeiten der finstersten Geistesknebelung und der furchtbarsten Barbarei je und je Männer und Frauen aufgestanden sind, die zur Verteidigung jener Werte bereit waren, dafür mit ihrem Leben einzustehen. Nun ist es zwar richtig, wenn Skeptiker und Relativisten meinen, der Begriff der Freiheit sei vieldeutig, und diese Vieldeutigkeit hat ja nur zu häufig braunen wie roten Diktaturen den Vorwand und die Möglichkeit gegeben, ihre brutalen Maßnahmen als im Interesse der „Freiheit“ oder „Befreiung“ gelegen hinzustellen, während freilich andere – ich erinnere an Lenin – zynisch die Frage stellten, weshalb man denn überhaupt Freiheit begehre und welchen Zwecken sie dienen solle. Ich glaube aber, daß der ewige Kern der menschlichen Freiheit sich so definieren läßt, wie das George Orwell in seiner grauenhaft-realistischen Utopie „1984“ getan hat, in der er seinen Helden Winston Smith (den „letzten Menschen“, wie sein Gegenspieler O'Brien ihn nennt) sagen läßt: „Freiheit ist die Freiheit zu sagen, daß zwei und zwei vier ist. Sobald das gewährleistet ist, ergibt sich alles andere von selbst.“

Meine lieben Kommilitoninnen und Kommilitonen: Vergessen Sie diese scheinbar primitive, in Wirklichkeit aber für den Fortbestand unserer Kultur lebenswichtige Weisheit nie! Für sie haben im Laufe der Menschheitsgeschichte

zahllose Denker und Politiker, die die wahrhaft dieses Titels würdigen Heroen sind – von Sokrates über den Grafen Spee, Galilei und Egmont bis zu den deutschen Widerstandskämpfern im „III. Reich“ – gelebt, und viele von ihnen sind, auch wenn ein Widerruf ihrer Erkenntnisse ihre physische Existenz hätte retten können, für ihr Wahrheits- und Freiheitsideal gestorben. Die bloße Existenz all dieser Männer und Frauen und die Tatsache, daß sie immer wieder Nachfolger gefunden haben, zeigt die letztlich unüberwindliche Macht der Freiheitsidee und die Schranken jedes Terrorregimes. In der Tat: „Die Grenze der Gewalt“ – so schrieb Theodor Haubach, Offizier des ersten Weltkriegs, Philosoph, Politiker und eines der Opfer des 20. Juli 1944 – „liegt darin, daß sie zwar die Person des Widerstandes, aber nicht die Gesinnung des Widerstandes vernichten kann.“ Professor Karl Huber, dessen Name Sie aus dem Geschwister Scholl-Prozeß kennen, hat sich kurz vor seiner Hinrichtung mit jenem Problem auseinandergesetzt, das nicht nur den unreflektiert zu sturem, blindem Gehorsam sich verpflichtet Glaubenden, sondern auch Persönlichkeiten, die das Ideal der Gesetzestreue und der Rechtsstaatlichkeit aus guten Gründen hochzuhalten suchten, so viel innerlich zu schaffen gemacht hat, nämlich mit dem Problem der „letzten Grenze für äußere Legalität“; von dieser Grenze sagt Huber, sie läge da, „wo die Legalität unwahrhaftig und unsittlich wird“, und er fährt fort: „Ein Staat, der jegliche freie Meinungsäußerung unterbindet und jede sittlich berechtigte Kritik, jeden Verbesserungsvorschlag als Vorbereitung zum Hochverrat unter die furchtbarsten Strafen stellt, bricht ein ungeschriebenes Recht“. Und noch ein drittes Wort aus dem Munde eines jener unvergeßlichen Deutschen möchte ich Ihnen in Erinnerung rufen, das Wort Ernst von Harnacks, Sohn des großen Berliner Theologen: „Das Entscheidende ist nicht, daß man das Ziel erreicht, sondern daß man den richtigen Weg geht.“

Ich kann und will hier nicht näher auf die philosophisch-theologische Streitfrage eingehen, welches Verhältnis zwischen Glaube und Wissen besteht, sondern muß mich mit einer kurzen Bemerkung begnügen.

Meines Erachtens ist auf der einen Seite nichts verhängnisvoller für den Fortschritt der Wissenschaft, als die Ersetzung der unbestechlich auf Wahrheitsforschung und -erkenntnis gerichteten Vernunft durch bloßen Glauben und

Wunschträume; auf der anderen Seite aber können auch die größten, die erstaunlichsten Errungenschaften von Technik und Wissenschaft zum Untergange unserer Kultur führen, wenn sie losgelöst von jenen religiösen und ethischen Glaubensidealen gehandhabt werden, durch die der Mensch sich vom Roboter unterscheidet. Der Verrat an diesen Idealen und die Verleugnung der durch die Ratio gewonnenen Einsichten – sie beide sind Todsünden, und ich rufe Sie in dieser Stunde dazu auf, sich dieser Sünden niemals schuldig zu machen. Seien Sie nicht fatalistisch, glauben Sie nicht, im Zeitalter der Atomwaffen vermöchten der Geist, die Gesinnung nichts mehr auszurichten! Mit Paul-Louis Courier, dem großen französischen Pamphletisten des vorigen Jahrhunderts, möchte ich Sie mahnen: „Laßt die anderen reden, laßt Euch tadeln, verurteilen, einkerkern, laßt Euch hängen – aber sagt und schreibt, was Ihr denkt! Es ist nicht Recht, sondern Pflicht für jeden, der eine Idee hat, diese zu äußern und im Interesse des Gemeinwohls an die Öffentlichkeit zu bringen. Die Wahrheit ist unteilbar und gehört allen.“

* *

*

Sie werden, meine verehrten Anwesenden, bei sich vielleicht denken, es stehe einem Wissenschaftler und gar dem Rektor einer Universität nicht an, Probleme vor Ihnen zu erörtern, die im Grunde politischen Charakter haben. Nun, ich glaube Ihnen mit den kurzen Bemerkungen, die ich soeben machte, wenigstens keine p a r t e i politische Stellungnahme nahegelegt oder gar aufgedrängt zu haben. Einer der Größten unter den Nationalökonomien und Soziologen der letzten Generation, M a x W e b e r, hat in einer Rede, die er 1920 – kurz vor seinem Tode – vor Münchener Studenten über „Wissenschaft als Beruf“ hielt, mit Leidenschaft den Standpunkt verfochten, daß „P o l i t i k nicht in den Hörsaal gehöre“, daß der Prophet und der Demagoge nichts auf dem Katheder zu suchen hätten, sondern „hinaus auf die Gassen gehen und öffentlich reden“ sollten, denn dort sei den Zuhörern Kritik möglich, während der Student im Hörsaal zu schweigen verurteilt sei.

Als W e b e r seine Rede hielt, konnte er nicht ahnen, daß ein halbes Menschenalter später diese Begründung seiner Stellungnahme um deswillen hinfällig geworden sein würde, weil in Deutschland, Rußland und einigen anderen Ländern für eine freie kritische Auseinandersetzung in bezug auf wissen-

schaftliche wie weltanschauliche Fragen w e d e r im Hörsaal n o c h „auf den Gassen“ irgendwelcher Raum geblieben war. Ohne eine solche Diskussion, ohne Kritik aber ist nicht nur keine reale Demokratie möglich, sondern auch kein wissenschaftlicher Fortschritt, der sich noch immer am Z w e i f e l entzündet hat, am eigenen wie an dem der anderen. Und ich bitte Sie herzlich, meine lieben Kommilitoninnen und Kommilitonen, in Ihren Professoren keine Wesen zu sehen, die kraft ihrer wissenschaftlichen Autorität unantastbare und jeder Kritik überhobene Dogmen zu verkünden vermögen, sondern M e n s c h e n , die als solche der ständigen Gefahr des Irrtums ausgesetzt sind und sich von Ihnen nur dadurch unterscheiden, daß sie infolge größerer Erfahrung und breiteren Wissens in der Lage sind, die Fallstricke der materiellen und logischen Irrtümer rascher zu erkennen, als Sie. Glauben Sie nicht blind dem, was Ihnen im Kolleg oder im Lehrbuch vorgesetzt wird, sondern suchen Sie mit Ihrem eigenen Verstand zu erkennen, ob das, was man Ihnen darbietet, überzeugend ist – und wenn Sie zweifeln, so diskutieren Sie unter sich und auch mit Ihren Professoren so lange, bis Sie entweder eine Lehre als richtig befunden oder Ihren Diskussionsgegner von der Begründetheit Ihrer Zweifel, Ihrer Kritik zu überzeugen vermocht haben! Eines aber sollten Sie bei keiner Auseinandersetzung, gleichviel ob diese sich auf wissenschaftliche oder auf politische Fragen bezieht, unterlassen, nämlich dieses: bis zum eindeutigen Beweise des Gegenteils anzunehmen, daß auch Ihr Gegner, genau wie Sie selbst, vom Drange zur Wahrheitserkenntnis getrieben und vom Willen, der Allgemeinheit zu nützen, beseelt ist. Eine solche Haltung einzunehmen gebietet jene F a i r n e s s , die zwischen Gebildeten selbstverständlich sein sollte, es leider aber keineswegs immer ist.

Dort freilich, wo Sie auf Demagogen, auf intellektuelle Giftmischer, auf Individuen stoßen, die mit Hilfe von als Wahrheiten aufgeputzten Lügen oder halbwahren Schlagworten nur ihren eigenen oder gruppen-egoistischen Interessen zu dienen trachten – da wären Nachsicht und Fairness fehl am Platz. Denn wo es an intellektueller Rechtschaffenheit und moralischer Sauberkeit gebricht, ist eine der essentiellen Voraussetzungen für die Führung eines echten Gesprächs nicht vorhanden, und ähnliches gilt für die zahllosen Quacksalber, die – oft durchaus gutgläubig – ihre medizinischen, wirtschaftlichen, technischen und politischen Patentlösungen mit ebenso großer Hartnäckigkeit wie Unkenntnis an den Mann zu bringen suchen.

Erlauben Sie mir, an zwei Beispielen, die dem Bereich der von mir vertre-

tenen Disziplin zugehören, anzudeuten, was ich mit den gefährlichen Halbwahrheiten, den Schlagworten, meine.

In der Epoche des Merkantilismus, der, wenn auch mit gewissen nationalen Akzentverschiedenheiten, das ökonomische Denken und Handeln ganz Europas drei Jahrhunderte lang (vom 16. bis zum 18.) beherrschte, entstand die Lehre von der sog. günstigen Handelsbilanz. Dieser Lehre zufolge soll jeder Staat sich bemühen, soviel wie möglich zu exportieren und so wenig wie möglich zu importieren, um auf diese Weise einen Ausfuhrüberschuß zu erzielen, der zu einer Verstärkung des von den meisten Merkantilisten als Inbegriff des Wohlstands angesehenen nationalen Edelmetallbestandes führt. Bis auf den heutigen Tag findet diese Lehre, der zufolge Vorteile für den einen Handelspartner nur auf Kosten einer Schädigung des anderen errungen werden können, Anklang bei Staatsmännern und Wirtschaftspolitikern der verschiedensten Länder. Zwar erfreut sich die These alter Merkantilisten vom Schlage der Child und Mandeville, niedrige Löhne seien als ein Segen anzusehen, da sie eine Steigerung der Exportchancen bedeuteten – M u n ging in diesem Zusammenhange sogar so weit zu behaupten, „Armut und Mangel machten ein Volk weise und glücklich“ –, heute nur noch bedingter Anerkennung. Aber die Praxis der künstlichen Ausfuhrstimulierung mittels Dumpings, staatlicher Exportprämien usw. ist auch in unseren Tagen sehr verbreitet, und die Idee, daß die Einfuhr wenigstens insoweit, wie es sich um fremde Luxuswaren handelt, volkswirtschaftlich schädlich oder doch überflüssig und daher zu beschränken sei, ist ebenfalls altehrwürdiges merkantilistisches Erbgut.

Nun ist unbestreitbar, daß ein hohes Ausfuhrniveau und unter bestimmten Bedingungen – wie sie etwa in den letzten Jahren in der Bundesrepublik gegeben waren – auch ein Exportüberschuß positive gesamtwirtschaftliche Wirkungen haben können. Was aber das merkantilistische Schlagwort von der „günstigen Handelsbilanz“ und die darauf gegründeten außenhandelspolitischen Praktiken u. a. übersehen, ist dieses: Mindestens auf die Dauer schneidet sich eine Politik, die darauf abzielt, Außenhandelsvorteile auf Kosten der Handelspartner zu erreichen, ins eigene Fleisch, da sie ja in demselben Maße, wie es ihr gelingt, die Importe zu beschränken, den Partner unfähig macht, seinerseits in der alten Höhe oder gar verstärkt Waren einzuführen. Des weiteren enthüllt sich in Kriegszeiten, wenn Exportüberschüsse infolge einer strategisch bedingten Import-

beschränkung sich ergeben und man statt der dringend benötigten Nahrungsmittel, Rohstoffe usw. Gold- und Devisenmengen erhält, die Problematik der „günstigen“ Folgen einer aktiven Handelsbilanz. Und schließlich ist zu bedenken, daß alle staatlichen Exportförderungsmaßnahmen in Gestalt von Steuerbegünstigungen, Ausfuhrprämien u. dgl. mehr unweigerlich zu Lasten anderer Produktionszweige und / oder der inländischen Konsumenten gehen, überdies aber die Tendenz haben, im Auslande Gegenmaßnahmen hervorzurufen, die sie weitgehend oder vollständig unwirksam machen.

Ein zweites Beispiel bezieht sich auf das vor nicht sehr langer Zeit in Deutschland viel verwendete Schlagwort von der „Z i n s k n e c h t s c h a f t“, die es zu „brechen“ gelte. Seine Wurzeln reichen in weit entlegene Zeiten zurück, und selbst die Formulierung war nicht ganz neu und originell, hatte doch schon ein Jahrhundert vor G o t t f r i e d F e d e r der französische Sozialist P r o u d h o n das moderne Geldwesen und den s. E. daraus resultierenden Zins ein brutales Regime genannt, das sich kaum von der „antiken Sklaverei“ unterscheide. Im übrigen galt bekanntlich seit A r i s t o t e l e s das Zinsnehmen jahrhundertlang als „gänzlich wider die Natur“ und, namentlich in der Auffassung der mittelalterlichen Scholastiker, als unmoralisch; bis in die Neuzeit hinein wurden daher auch Zins und Wucher mit demselben Terminus „usura“ bezeichnet.

Nun ist nicht zu leugnen, daß unter bestimmten wirtschaftlichen Verhältnissen, nämlich insbesondere dann, wenn der Großteil der Kreditnachfrage Konsumtivcharakter trägt und auf unverschuldete persönliche Notlagen zurückgeht und überdies das disponible Leihkapital in den Händen einiger weniger, in mehr oder minder monopolistischer Situation sich befindenden Personen konzentriert ist, eine ethisch wie ökonomisch verhängnisvolle Ausbeutung der Schuldner, die bisweilen in der Tat einer Art „Zinsknechtschaft“ nahekommen kann, möglich ist. Aber derartige Verhältnisse existierten zu der Zeit, da das hier in Frage stehende Schlagwort als Instrument des politischen Tageskampfes aufkam, wenn überhaupt, so nur noch in relativ unbedeutenden Ausnahmefällen. Wohl aber kann auch heute, trotzdem nunmehr der Produktivkredit bei weitem überwiegt und der Wucher dank fortschreitender Organisation des Geld- und Kreditwesens keine irgend entscheidende Rolle mehr spielt, in Zeiten einer Wirtschaftsdepression, wenn der Naturalwert der monetären Zinsverpflichtungen

parallel dem allgemeinen Preissturz sich automatisch erhöht, eine für die Zahlungsverpflichteten schwierige Lage eintreten, die dann den uralten Gegensatz zwischen Schuldnern und Gläubigern in voller Schärfe wiederaufleben läßt. Nicht nur die Bauernschaft, sondern auch Handwerker und Industrielle sind dann geneigt, der demagogischen Gegenüberstellung von „schaffendem“ und „raffendem Kapital“ Beifall zu spenden, wobei sie vergessen, daß sie ohne die Hilfe der entliehenen Geldmittel nicht in der Lage gewesen wären, die ihnen im Laufe der vorhergehenden Aufschwungsperiode zugeflossenen Gewinne in dieser Höhe zu erzielen. Und diejenigen, die sich über ungerechtfertigte Bereicherungen von Gläubigern in Depressionszeiten entrüsten, übersehen, daß es in Aufschwungs- und Inflationszeiten die Schuldner sind, denen infolge der Aushöhlung des Realwerts ihrer Geldverpflichtungen unverdiente Gewinne auf Kosten der Gläubiger in den Schoß fallen. Es bedarf ja nur eines Blickes auf das Schicksal einer Unzahl deutscher Klein- und selbst Großrentner, um zu erkennen, daß gerade die Entwicklung der letzten vier Jahrzehnte kaum mehr gestattet, generell von einer „Zinsknechtschaft“ der Schuldner zu reden oder den Geldkapitalbesitzer mit *Mirabeau* als „loup dans la société“ zu bezeichnen, sondern daß die modernen Depossidierten in vielen Ländern mehr in den Reihen der Gläubiger als in denen der Schuldner zu finden sind.

* *

*

Ich habe mittels dieser Beispiele, die sich beliebig vermehren ließen, zu zeigen versucht, wie gefährlich in Schlagworte gekleidete Halbwahrheiten zu sein vermögen, um Sie, meine lieben Kommilitoninnen und Kommilitonen, davor zu warnen, solchen „catchwords“, wenn sie Ihnen, sei es auf wissenschaftlichem, sei es auf politischem Gebiete begegnen, unkritisch zu verfallen.

Sie gegen die hier gegebenen Versuchungen zu feien, Sie dazu zu bringen, mit kühlem Verstande alle Lehrmeinungen und Empfehlungen auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen, statt ihnen emotionell zuzustimmen, ist eine Hauptaufgabe des Unterrichts an einer Hochschule. Aber ich möchte diese Ausführungen nicht schließen, ohne Sie wenigstens noch mit ein paar Worten daran zu erinnern, daß die Hochschule, als deren Bürger Sie sich von heute ab bezeichnen können, nicht zufällig den Namen *Universität* trägt.

Daß wir in einer Zeit leben, die durch Rationalisierung, Intellektualisierung und fortschreitende Spezialisierung gekennzeichnet ist, scheint unser unentrinnbares Schicksal zu sein. Aber wenn diese Entwicklung auch dahin geführt hat, daß gerade in bezug auf die feinsten, die bedeutendsten Ergebnisse der neueren Forschung der Jurist kaum mehr den Chemiker, dieser nur schwer den Psychologen und der Mediziner nur unvollkommen den Wirtschaftstheoretiker (et vice versa) zu verstehen vermag, so wäre es doch verhängnisvoll, wenn Sie daraus den Schluß ziehen würden, es genüge oder sei gar erforderlich, während Ihrer akademischen Studien sich streng auf das von Ihnen gewählte Fach zu beschränken. Hier, auf der Universität, wenn irgendwo, ist Ihnen Gelegenheit geboten, sich in dem heute noch möglichen Maße jene *universelle Bildung*, und das heißt: *Bildung überhaupt* zu erwerben, von der Sie wissen, welche zentrale Bedeutung ihr überall von den Großen im Reich des Geistes, und in Deutschland gerade von dem, dessen verpflichtenden Namen unsere Universität trägt, zugewiesen worden ist.

Wer als Jurist nicht wenigstens eine ungefähre Vorstellung von Wesen und Problemen der Psychologie, der Nationalökonomie und natürlich auch der Philosophie bekommen, als Physiker nie etwas von Geschichtsforschung oder Strafrecht gehört, als Philologe sich nicht ein paar Kollegs über Archäologie oder Soziologie angehört hat und was es an derlei Beispielen sonst noch gibt, der wird zwar vielleicht ein praktisch brauchbarer Spezialist auf seinem engsten Fachgebiete werden, aber er wird Zeit seines Lebens eines Begriffs von dem Allzusammenhang der verschiedenen Disziplinen, von der gesellschaftlichen Bedingtheit ihrer Fragestellungen und Methoden und dem weiteren Aspekt entraten, den auch die von ihm gewählte spezielle Wissenschaft aufweist, sofern man über deren oft lediglich durch Tradition oder auch lehrbetriebmäßige Zweckmäßigkeit bestimmte Grenzen hinausblickt.

Nur wenn Sie in dieser Weise die großen Möglichkeiten zu nutzen wissen, die Ihnen ein Universitätsstudium, im Gegensatz zu dem Lernen an einer reinen Fachschule, erschließt, werden Sie zu der Einsicht gelangen, daß ein solches Studium Ihnen unendlich vielmehr gewährt, als den bloßen Erwerb von Kenntnissen, die Ihnen später gestatten sollen, einen sog. akademischen Beruf auszuüben und mit dessen Hilfe Ihr Brot zu verdienen. Sie werden sehen, daß wissenschaftliche Forschung zwar in erster Linie einen klaren Kopf und nüchternes, scharfes Denken erfordert, daß sie aber, sofern man

sich nur einmal von dem magischen Reiz des Suchens nach Wahrheit und Erkenntnis hat ergreifen lassen, auch ein hohes, ihre Jünger faszinierendes Pathos besitzt, und zwar völlig unabhängig davon, welcher Fakultät (und innerhalb einer Fakultät: welcher Sonderdisziplin) man sich verschrieben haben mag. Denn nicht die Art des Objekts ist es, die die Wissenschaftlichkeitsnatur eines Studiums bestimmt, sondern der Geist, in dem man sich um die Erkenntnis des Wesens dieses Objekts und der damit verbundenen Probleme bemüht.

Möchten Sie alle, meine lieben Kommilitoninnen und Kommilitonen, sich bei Ihren Studien an unserer Johann Wolfgang Goethe-Universität von einer solchen Gesinnung leiten lassen — einer Gesinnung, die im Bewußtsein des hohen Wertes der immer wieder zu verteidigenden Menschlichkeits- und Freiheitsideale, in steter Bereitschaft zu fruchtbarem Zweifel und kritischem Gespräch und in schärfster Abwehrstellung gegenüber Demagogie und Schlagworten nichts will als Wahrheitserforschung! Nur auf diese Weise vermögen Sie sich einen materiellen Anspruch auf den Titel eines akademischen Bürgers zu erwerben, der heute weniger denn je bestimmten Ständen oder Besitzschichten vorbehalten sein darf, sondern all denen zu führen möglich sein muß, die sich den äußeren und den inneren Gesetzen einer echten Universität aus freier Wahl zu unterstellen gewillt sind.

Ich bin überzeugt davon, daß Sie alle, die Sie heute hier erschienen sind, diesen Willen haben, und in dieser Überzeugung bitte ich nunmehr Herrn stud. rer. pol. Peter Streng, für Sie alle die Verpflichtungsformel zu verlesen.

B 1257, 06 - 14

